



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Militärische Brife über den Krieg in Schleswig. 3. : Das Gefecht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Militärische Briefe über den Krieg in Schleswig.

3.

Das Gefecht.

4. April 1864.

Die seit dem 20. März aus Schleswig und zugegangenen Nachrichten enthalten kein im Großen in den Gang des Krieges eingreifendes Ereigniß. Vor Düppel hat am 17. März sich aus einer dänischen Recognoscirung ein größeres Gefecht entwickelt, das zu Ungunsten der Dänen ausschlug, wieder einen glänzenden Beweis von der Güte der preussischen Bewaffnung und der Ausbildung ihrer Infanterie lieferte und einen größern Terrainabschnitt in den Händen des Belagerers ließ. Die Preußen zählten einen Verlust von 137 Köpfen, die Dänen mindestens das Dreifache. — Am 28. März haben die zum ersten Mal in das Feuer gekommenen Truppen des General v. Raven sich in ihrem Streben nach Ruhm weiter führen lassen, als ihnen geboten war und als ihre geringe Zahl zuließ, die Preußen verloren 179, die Dänen nur 146 Mann. Die preussischen Verluste erreichen diese überwiegende Zahl, weil sie in den Bereich der dänischen Geschütze, der Schanzen sowohl, als auch des Rolf Krake geriethen. Die dänische Artillerie hat überhaupt in der letzten Zeit ein besseres Feuer gezeigt, sie hat die ihr vor Düppel so reichlich gewährte Zeit benutzt, um Armstrongkanonen aus England kommen zu lassen. — Die preussischen Belagerungsarbeiten haben mit der vom 29. zum 30. März aufgeworfenen ersten Parallele ihren Anfang genommen. Fast sieben Wochen sind zu Vorarbeiten benutzt worden, von denen eine der bedeutendsten die Anlegung förmlich chaussirter Wege und Plätze für die Belagerungsartillerie bildete. Die Wege und das Erdreich waren so unergründlich, daß bisher die schweren Geschütze bis an die Achse einsanken. Auffallen muß es, daß man die Eisenbahn nicht von Flensburg bis Düppel auf der Chaussee verlängert hat. Ueberhaupt möchten wir hier der preussischen Armeeleitung den Vorwurf machen, daß sie nicht über den Ereignissen gestanden und sich nicht diejenigen Mittel angeeignet hat, welche aus dem Stande der heutigen Industrie für militärische Zwecke dienstbrauchbar gemacht werden können. In ersterer Beziehung wollen wir nur eins anführen: die Belagerungsartillerie war nicht in den Festungen bereit. Als Napoleon 1859 in Italien einrückte, wurde gleich der Belagerungstrain eingepackt und als der Befehl zum Abgange per Telegraph eintraf, war er über Marseille und Genua in wenigen Tagen zur Stelle, noch ehe irgendeine Festung berannt

war. In Betreff des zweiten Vorwurfs vermiffen wir außer der schon erwähnten Eisenbahn nach Düppel z. B. auch die Eisenbahn nach Norden und die Anwendung der Luftballons zur Reconnoissance, welche sich in Amerika so bewährt hat, die Benutzung des Dampfes zu militärischen Arbeiten u. s. w. Die Anlage der ersten Parallele hat auf einer größern Entfernung von den Schanzen stattgefunden als nach dem weiten Vorschieben der Vorposten am 28. erwartet werden konnte. Mannigfach machen überhaupt die Arbeiten vor Düppel den Eindruck, als wenn man immer noch nicht an eine schließliche Erstürmung der Schanzen dächte.

Vor Fridericia haben wir ein kleines und deshalb wirkungsloses Bombardement erlebt, einem entschiedenen Vorgehen hier scheinen Hemmnisse höherer Art entgegengetreten zu sein. In der Verfolgung nach Jütland hinein haben die Oestreicher nicht den zu machenden Ansprüchen genügt. Die Energie der Oestreicher hat in dem ganzen Kriege sich überhaupt mehr in der Gefechtsfähigkeit als in den allgemeinen Leistungen documentirt. —

Die nach Jütland detachirte preussische Cavallerie hat es wohl an der rechten und weitgreifenden Thätigkeit fehlen lassen, welche allein bei stehenden Quartieren in Feindes Land gegen Ueberrälle sicherstellt. — Die preussische Flotte hat nicht wieder von sich hören lassen, trotz der gewiß belebenden Gegenwart des Prinzen Admiral in Swinemünde. Deshalb folgen hier einige allgemeine Sätze über die moderne Kriegführung, in denen an früher Gesagtes angeknüpft wird, die Nuganwendungen auf die Campagne in Schleswig werden sich ergeben.

In den Bemerkungen über die gezogenen Schußwaffen wurde ausgesprochen, daß das Gefecht die doppelte Aufgabe hat, erst die Gegner zu tödten und dann die Auflösung der Ordnung in dem übrigbleibenden Theil herbeizuführen. Zur Erfüllung dieser Zwecke sind dem Heere folgende Mittel gegeben: die Waffen, die Schutzwehren gegen die Wirkung der feindlichen Waffen zc.; das moralische Element in der Truppe.

Ueber die Waffen ist das Wesentlichste gesagt. Die Schutzwehren bestehen im gewöhnlichen Gefecht nur aus den im Terrain gegebenen Gegenständen: vorzüglich Wasser, Mauerwerk und Erde. Alle drei werden als Schutz gegen Kugeln und Annäherung verwandt, entweder wie sie zufällig gegeben sind, oder in künstlicher Verarbeitung. Es ist die Absicht, sie das nächste Mal in Betracht zu ziehen, bei Besprechung des Werthes von Festungen.

Das wichtigste der Mittel für den Sieg im Gefecht ist das moralische Element der Truppe. Dasselbe besteht in der Gefechtsfreudigkeit, in dem Vertrauen des Soldaten zu sich, zu seinen Führern und zu seinem Feldherrn, und in dem Glauben an die Gerechtigkeit seiner Sache, sowie in dem Glauben an seine politischen Leiter.

Das Vertrauen des Soldaten zu sich selbst beruht vor allen Dingen in seiner guten Bewaffnung und Ausrüstung. Je mehr Angriffs- und Vertheidigungsfähigkeit seine Waffe hat, je leichter muß sich der Soldat in der Gefahr bewegen. Je mehr seine Ausrüstung seinen Bedürfnissen entspricht, je besser übersteht er die Fatiguen u. s. w. In Bezug auf die Waffen ist, wie wir wissen, in Preußen auf das allerbeste gesorgt; anders steht es hier mit der Ausrüstung. Am Fuß fehlt dem Soldaten der nothwendige Verschluß und Schutz, der Rock könnte bequemer sein, der Helm ist eine unnütze Last, das Seitengewehr kann durch das Bajonnet ersetzt werden, die Patronentaschen sind zu klein und unpraktisch angehängt und der Tornister ist schwerer wie nothwendig. — Die zweckmäßigste und einfachste Bekleidung haben wir bei englischen Volunteers gefunden, einen naturgrauen, wollenen Rock, wie eine Zuppe, gleiche Beinkleider und Mütze; alles weit und bequem. Nur sei bemerkt, daß wir nicht allen Schmuck entfernen wollen. Der Soldat muß sich in seiner Uniform putzen können, das wird seinem Leben gegenüber den zahlreichen Fesseln und Mühen ein kleiner Reiz und der Soldat muß mit einer gewissen Liebe an seiner Kleidung hängen, damit er gern für deren Erhaltung sorgt. Die Franzosen haben nicht nur dem nationalen Zuge nach Neußerlichem nachgegeben, wenn sie in der Bekleidung vor allen Dingen der Eitelkeit Rechnung trugen, es hat der Schmuck der Soldaten auch einen ethischen Grund. Auch die Lacedämonier gingen bekränzt in die Schlacht.

Das Vertrauen zu seinen Führern gewinnt der Soldat, wenn dieselben in jeder Beziehung über ihm stehen, in der geselligen Stellung, in geistiger Bildung und in militärischer Leistung; die geehrteste Leistung des Führers ist die Tapferkeit und die Sicherheit der Leitung in der Gefahr. Die genannten Eigenschaften basiren vor allen Dingen auf Bildung und dies ist der Grund, daß in allen Armeen, selbst in der nordamerikanischen Unionsarmee das Bestreben besteht, den Offizierstand aus den gebildeten Ständen zu ergänzen. Kaiser Napoleon zeigt denselben Wunsch sehr klar. In den untern Chargen kann solcher Bedingung nicht immer Rechnung getragen werden, für die obern Stellen ist es Grundlage einer gesunden Armeeorganisation und läßt sich realisiren, wenn man durch ein Altersgesetz und Förderung von Kenntnissen dem gebildeten und deshalb früher reifen Theil des Offizierstandes vorzüglich die höhere Carriere eröffnet.

Das Vertrauen in den Feldherrn giebt dem Soldaten die Gewißheit, daß alle seine Leistungen dem großen Kriegszweck dienen, daß alle Opfer und alle Anstrengungen nothwendig sind und zu gutem Ende führen. Das giebt Ausdauer in der Gefahr, Sicherheit in der Handlung und Begeisterung im Tode. Der Feldherr gewinnt dies Vertrauen durch die Klarheit und Bestimmtheit der Befehle, durch die Sicherheit des eigenen Auftretens, durch die unnachlässliche

Strenge seiner Forderungen neben der gründlichsten Sorge für das Wohlergehen des Soldaten und vor allen Dingen durch die Größe seiner Gefechtsziele. Der Feldherr muß geizen mit dem Leben seiner Soldaten, aber wenn er es einsetzt, muß es voll und mit dem Zweck geschehen, dem Vaterland in dem Siege auch reellen Ersatz für das Leben seiner Söhne zu gewähren. In der Größe der Gefechtsziele zeigt sich der Genius und der Zauber einer starken Manneskraft. Unter Größe der Gefechtsziele aber verstehen wir das qualitativ, nicht das quantitativ Große. Wenn wir z. B. hören, daß das bei Arnis übergegangene preussische Corps die Aufgabe hatte die dänische Armee gefangen zu nehmen, so war das freilich auch ein großes Ziel, aber zum Fangen gehören zwei, einer, der fängt und ein anderer, der sich fangen läßt. — Napoleon konnte 1806 frei auf die Rückzugslinie der Preußen marschiren, er marschirte aber einfach zur Schlacht, schlug den Gegner und dann hielt er die Ernte. Blücher rückte 1815 bei Belle-Alliance erst in die Schlachtlinie und rang blutig um den Sieg, dann erst kam die Verfolgung und Gefangennehmung des Gegners. 1813 stellte sich Wrede dem geschlagenen Napoleon bei Hanau in den Weg und wollte die Franzosen gefangen nehmen, er wurde geschlagen und mußte selbst Gefangene hergeben.

Damit der Soldat aber an seine politischen Leiter glaube, ist es nothwendig, daß der Zweck des Krieges jedem Einzelnen klar ist; das erleichtert das Leben und das Sterben, es hilft über die Fatiguen und die Gefahren hinweg. In Schleswig z. B. glaubt zur Zeit der wirklich kämpfende Theil der preussischen Truppen, daß er um die Eroberung Schlesiens für Deutschland ringt, trotzdem die Regierung dies nicht ausgesprochen hat. Diese Meinung der Armee wird auch hoffentlich Preußen auf dem deutschen Wege halten, trotz aller widersprechenden Interessen. Denn man erblickt bei der gegenwärtigen politischen Richtung in der Armee den einzigen festen Halt und man muß deshalb unter allen Umständen vermeiden, dieselbe in ihrem innersten Gefühl zu verletzen. Selbst eine Personalunion Schlesiens mit Dänemark in der weitesten Ausdehnung würde unsres Erachtens den Opfern der Armee gegenüber nicht gerechtfertigt erscheinen. — Freilich ist von entscheidender Stelle der Ausspruch gethan, daß die Ehre des Heeres nur in seinem unbedingten Gehorsam bestehe. Aber noch liegt das Jahr 1806 nicht so fern, daß es in Preußen schon vergessen sein könnte. Gerade in dem stark durchgearbeiteten Grundsatz, daß der Gehorsam die Ehre der Armee sei, ging dieselbe damals zu Grunde; eben deshalb fand sich den ehrlosen Handlungen der einzelnen Führer gegenüber Keiner, der für die wahre Ehre des Heeres einstand, gerade deshalb wurde die Schwäche der alten Generale auch die Schwäche des Ganzen. Ein wohlgepflegtes Ehrgefühl ist eine Basis des Sieges und wenn die Ehre höher steht als der Gehorsam, dürfen wir erwarten, daß trotz schwacher Befehle tüchtige Hand-

lungen aus dem Ganzen hervorgehen werden. Noch ist der rechte Geist nicht aus der preussischen Armee gewichen, wie sich in Schleswig ergiebt, wo die wirklich kriegerischen Thaten, der Verlauf der größern Gefechte vor Düppel, nicht Folge der gegebenen Befehle, sondern des von unten her sich geltend-machenden Thatendranges sind. — Ist doch auch die vorgeschriebene Kleidung dem praktischen Bedürfnis des Einzelnen gewichen.

Je mehr der Geist der Ehre in dem Soldaten gepflegt ist, je mehr der Soldat in diesem Geiste mit seinen Führern und mit der Regierung übereinstimmt, um so mehr Gefechtsfreudigkeit wird er haben. Die preussische Armee als positiver und voller Repräsentant des preussischen Volkes muß in dieser Beziehung allen andern Armeen gegenüber im Vortheile sein, sobald die Regierung mit den Interessen des Volkes Hand in Hand geht. Die preussische Armee bedarf deshalb der Reizmittel die Gefechtsfreudigkeit zu fördern am wenigsten, hat darauf in einer Ausdehnung verzichtet wie keine andere.

Während dem französischen Soldaten der Marschallstab als Lorbeer seiner Thaten winkt, während der Engländer die Thaten seiner Leute schwer bezahlt, — die Eroberung einer feindlichen Batterie u. a. ist dort eine wahre Schatzgrube für die Leute —, während selbst das aristokratische Oestreich der Tapferkeit die höchste Laufbahn eröffnet, kann der preussische Soldat, wie es scheint nicht einmal denselben Orden mit seinem Offizier erwerben, und noch immer zaudert man zu sehr, ihn für kriegerische Leistungen zum Offizier zu machen. Während Frankreich und nach dem Beispiel desselben Oestreich die Tapferkeit seiner Leute als ein positives Verdienst anerkennt und der Handlung auch den Lohn auf dem Fuße folgen läßt, indem es dem Heerführer das Recht erteilt, auf dem Schlachtfeld zu befördern und auszuzeichnen, ist in Preußen die Gnade des Königs allein entscheidend. Allerdings ist das Füllhorn dieser Gnade reichlich ausgeschüttet worden. — Im Jahre 1813, als das ganze Volk sich für den Krieg erhob, hielt man die Gemeinschaftlichkeit der Stände in der Armee aufrecht, heute glaubt man davon abstrahiren zu können und zieht Schranken zwischen dem Offizier und den Leuten. Und doch, wie viel näher müßte sich heute die Regierung der Armee im Ganzen und Einzelnen fühlen als damals!

Das moralische Element ist das Band, welches die Armee zu einem einzigen, lebendigen Körper macht, die Disciplin kann es nicht ersetzen, im Gegentheil, diese muß durch jenes getragen werden. Eine eiserne Disciplin ist im Kriege ganz unmöglich, wenn sie nicht mit einer unermüdlichen Förderung des moralischen Elements verbunden ist. Nichts aber zerstört dieses so vollständig wie die gründlich verlorene Schlacht, nichts hebt dasselbe so wie der erfochtene Sieg. Hierin liegt der Grund, daß die kräftige Verfolgung nach der Schlacht von so großen Erfolgen begleitet und von um so größerer Bedeutung ist, je früher sie eintritt. Und in diesen Erfolgen ist es motivirt, daß an dem Streben

nach einer entscheidenden Schlacht der gute, und an der Entschiedenheit in der Verfolgung der große Feldherr zu erkennen ist. — In dem Bestreben sich in festen Plätzen zu vertheidigen, oder seine Kräfte in der Belagerung derselben gründlich zu beschäftigen, documentirt sich stets die Schwäche. — Der Angriff hebt das moralische Element, die Vertheidigung mindert es und trotzdem der Vertheidiger in der gedeckten Aufstellung seinen frei herankommenden Gegner viel besser treffen müßte, wie dieser jenen, so ist doch oft das Umgekehrte der Fall. Der Angreifer verfehlt seinen gedeckten Gegner viel seltner als dieser ihn, weil der Angreifer frei in den Tod und deshalb schärfer und klarer sieht, als der Vertheidiger, welcher die Gefahr mit jedem Schritt, den der Gegner vorwärts macht, wachsen und den Gesichtskreis sich verdunkeln sieht. Andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß eine ruhige Vertheidigung das beste Mittel gegen einen kühn anstürmenden Feind ist, wie am schlagendsten die Angriffe der Cavallerie gegen eine ruhige und brave Infanterie beweisen. In der Regel macht die Cavallerie auf 40—50 Schritt Kehrt vor der Infanterie, wenn diese nicht feuert; stürmt die Cavallerie trotzdem weiter, und die Infanterie giebt auf 20 Schritt eine recht gleichmäßige Salve, so drehen sich die Pferde um und die Masse eilt wo möglich noch rascher von dannen, als sie gekommen. Die Kriegsgeschichte ist reich an diesen Beispielen. — Die in der neuern Zeit so berühmt gewordene *furia francese* hat in den napoleonischen Kriegen oft genug ihr Beruhigungsmittel in dem wohlgezielten Feuern ihrer Gegner gefunden; zumal die englische Armee hat hierin in Spanien und zuletzt bei Waterloo schöne Triumphe gefeiert. Die zwanzigjährigen Kriege am Ende des vorigen und im Beginn des jezigen Jahrhunderts hatten überhaupt die Kunststücke aus der Gefechtsführung entfernt und dieselbe auf die Einfachheit ihrer Natur, nämlich auf das einfache Töden reducirt. General v. Clausewitz, der anerkannteste Militärschriftsteller aus jener Zeit, faßt die Schilderung einer Schlacht deshalb in folgendes, schmuckloses Bild zusammen:

„Man stellt sich in Massen neben und hinter einander geordnet, ruhig hin, entwickelt verhältnismäßig nur einen geringen Theil des Ganzen und läßt sich diesen in einem stundenlangen Feuergesecht ausringen, welches durch einzelne kleine Stöße von Sturmschritt, Bajonnet- und Cavallerieanfall hin und wieder unterbrochen und etwas hin und her geschoben wird. Hat dieser eine Theil sein kriegerisches Feuer auf diese Weise nach und nach ausgetrömt und es bleiben nichts als die Schlacken übrig, so wird er zurückgezogen und von einem andern ersetzt. Auf diese Weise brennt die Schlacht mit gemäßigtem Element, wie nasses Pulver, langsam ab und wenn der Schleier der Nacht Ruhe gebietet, weil niemand mehr sehen kann und sich niemand dem blinden Zufall Preis geben will, so wird geschätzt, was dem Einen oder dem Andern übrig bleiben mag, an Waffen, die noch brauchbar genannt werden können, d. h. die noch

nicht ganz wie ausgebrannte Vulkane in sich zusammengefallen sind. Es wird geschätzt, was man an Raum gewonnen und verloren hat und wie es mit der Sicherheit des Rückens steht; es ziehen sich diese Resultate mit den einzelnen Eindrücken von Muth und Feigheit, Klugheit und Dummheit, die man bei sich und seinen Gegnern wahrgenommen zu haben glaubt, in einen einzigen Haupt-eindruck zusammen, aus welchem dann der Entschluß entspringt, das Schlachtfeld zu räumen, oder das Gefecht am andern Morgen zu erneuern.“

Das Facit aus den Zahlen der Verluste und aus dem Barometerstande des moralischen Elements bestimmen das nächste Resultat der Schlacht. Glänzend ist das Resultat, wenn die ganze feindliche Armee einem ausgebrannten Vulkane gleicht und es nur noch einer kräftigen Verfolgung bedarf, um die Auflösung des Ganzen zu bewirken, die schließlich den Frieden bringt. Fördern kann man die Auflösung, wenn man den ersten Erfolgen schon die Richtung auf die feindliche Rückzugslinie giebt und am Ende der Schlacht auf derselben steht, oder wenn man die Vernichtung der feindlichen Elitetruppen besonders gründlich betreibt u. dgl. — Alles dies sind Mittel, wie man sie zu allen Zeiten angewandt hat.

Wenn wir uns also fragen, wie wird sich das Gefecht mit den gezogenen Schußwaffen von der frühern Gefechtsführung unterscheiden, so müssen wir antworten: nur dadurch, daß das Tödten jetzt schon auf weitere Entfernung und kunstgemäßer stattfindet als früher; Gang und Ziele des Gefechts müssen dieselben sein. Factisch finden wir die Schlachten der Neuzeit nicht ganz dem obigen Muster angepaßt, das liegt aber nicht daran, daß die Kunst eine andere geworden ist, sondern daran, daß die Künstler andere sind. Es ist ähnlich wie in der Musik, wo die Technik der Instrumente sich nach allen Richtungen entwickelt hat, die Handhabung der Instrumente etwas künstlicher geworden ist, die Gesetze der Kunst in ihrer Ausführung aber dieselben geblieben sind. Unsere heutige Gefechtsführung gleicht ziemlich der Zukunftsmusik mit ihrem bunten Durcheinander, zuerst etwa ein zartes Gefäusel der Saiteninstrumente, dann quälen sich die Trompeten, dazwischen brummt der Bass, erschallen die Pauken, endlich wüthen alle Instrumente, es entsteht ein furchtbarer Lärm, der manchmal den Anstrich von Musik hat, aber am Schlusse haben wir die Empfindung, daß das Ganze trotz allem Spectakel wenig war. Der alte Meister Napoleon suchte sich seinen Gegner zu stellen und wenn er ihm gegenüberstand hing er sich an ihn und rang mit ihm, bis er ihn unter zwang, dabei war er so kunstgeübt, daß er in jedem seiner Glieder das Tactvermögen hatte, die Stärken und Schwächen genau erkannte und demgemäß seine eignen Kräfte disponirte, um den Gegner so zu Falle zu bringen, daß er womöglich nicht wieder aufstand. Wir meinen also, daß Napoleon bereits in der Dannewerkstellung zum Gefecht gekommen sein würde und daß wenn er glaubte durch eine Umgehung allein

unmittelbar an den Gegner gelangen zu können, er denselben nicht erst losgelassen hätte und drei Meilen fort nach Arnis marschirt wäre, sondern daß er allenfalls die Stellung angegriffen, Mißfunde umfaßt, gestürmt und gleichzeitig unmittelbar dabei z. B. bei Königsburg einen Uebergang versucht hätte.

Also wir sind der Ansicht, daß eine kunstgerecht geführte Schlacht in ihren großen Zügen zu allen Zeiten dieselbe gewesen ist und daß die Verschiedenheit nur in den Mitteln liegt, mit denen die Schlacht geführt wurde. Zu den verschiedenen Mitteln gehören auch die Menschen. Wie heute noch die Nationen Russe, Oestreicher, Preuße, Franzose und Engländer verschieden in Charakter und militärischer Leistung sind, so ist es auch das einzelne Volk in seinem Entwicklungsgang durch die Jahrhunderte und oft durch die Jahrzehnte. Die Preußen Friedrichs des Großen gingen noch ganz in ihrem Könige auf, während die Preußen der Neuzeit nach der Selbstständigkeit der Individuen drängen; daher wir damals das Heer in geschlossenen Linien an den Feind rücken und mit Kugel und Bajonnet um das Leben ringen sehen, während wir heute dasselbe in Tirailleurlinien thun. Nur weil es heute Tirailleure sind, welche jeder für sich mit aller Intelligenz und mit allen Vortheilen, die das Terrain bietet, kämpfen, deshalb dauert der Kampf länger, ist die einzelne Armee nicht mehr ein in eine gewisse Stellung gefügtes und von dem Terrain mehr oder minder abhängiges Ganze, sondern es bildet einen lebendigen, beweglichen Körper. Deshalb ist der Kampf schwieriger, kann nicht gleich der Angriff auf den schwächsten Punkt des Feindes hingeführt und dort concentrirt werden, sondern es muß diese Schwäche wohl herausgeföhlt werden. Es genügt nicht mehr ein künstlicher Schlachtplan, sondern das stete, lebendige Eingreifen in den Gang der Schlacht wird nothwendig und weil diese lebendige Wirkung so schwer wird, muß bei gleich guten Armeen das intelligenterere Volk leichter siegen, muß bei gleicher Intelligenz vor allen Dingen die Zahl den Ausschlag geben. Ein Recept, wie man eine Schlacht führt, kann man ebensowenig geben, als eine Vorschrift, wie man ein gutes Bild macht. Man kann dem Künstler nur die Materialien und die Art ihrer Anwendung lehren, das Bild selbst muß lebendig aus seinem Geiste springen, sonst ist er kein Künstler. Ebenso steht es um den Schlachtenkünstler. Der Gang des Gefechts muß ihm aus der Kenntniß seiner Gegner und seiner eigenen Truppen, aus der Aufstellung, dem Terrain und aus dem ganzen Feldzugsplan herauspringen.

Und jetzt sei zum Schluß noch einmal das Zündnadelgewehr erwähnt. Aus der oben gegebenen Gefechtschilderung erhellt, wie groß die Gefahr ist, daß die mit Zündnadelgewehren bewaffnete Infanterie sich rascher verschießt, und zur „Schlacke“ wird, bevor die zur vollen Gluth gekommene Spitze des Gefechts die ganze Fülle des vorhandenen Metalls, das moralische Element, ganz heraus-

gezogen hat. Deshalb ist es nothwendig, die Patronenökonomie durch die Beschleunigung der Gefechtsführung zu unterstützen. Und hier hat sich der Gebrauch des Zündnadelgewehrs im Gefecht, seine Feuertaktik von der anderer Gewehre zu unterscheiden.

Eine Truppe, welche an einem Tage ein lang anhaltendes Feuergefecht geführt hat, ist für diesen Tag abgenutzt und es ist deshalb unzulässig, eine derart zurückgezogene Infanterie mit frischen Patronen versehen wieder in das Gefecht zu bringen. Es kommt also darauf an, daß die Vortheile, welche das Zündnadelgewehr bietet, im ersten Gange möglichst rasch ausgenutzt werden. Man bringe deshalb stets mindestens ebensoviele Zündnadelgewehre in lang anhaltende Gefechte, als der Gegner aufgestellt hat, dann tritt das rascher und besser schießende Zündnadelgewehr in den Vortheil und ist im Stande seine Nachtheile zu überwinden. Die Feuertaktik aber des Zündnadelgewehrs unterscheidet sich darin von der der andern Gewehre, daß das Zündnadelgewehr 1) gestattet, ohne Aufenthalt im Gehen geladen zu werden, also eine Beschleunigung des Angriffs zuläßt, 2) im Schnellfeuern ein Mittel darbietet, einen Hagel von Kugeln auf eine Stelle zu werfen und unter dem moralischen Eindruck desselben einen Sturm zu unternehmen.

Preußen und der Wunsch der Bevölkerung in Schleswig-Holstein.

Kiel, den 3. April.

Kaiser Napoleons Meinung über die Art und Weise, wie der Streit um Schleswig-Holstein zu schlichten sei, liegt jetzt vor. Sie ist enthalten in einer Paris, den 20. März datirten, an den Vertreter Frankreichs in London, Fürst de la Tour d'Auvergne gerichteten Note, deren Analyse wir im Folgenden mittheilen. Es heißt darin zunächst, das Actenstück habe den Zweck, die von der französischen Regierung bisher befolgte Politik in ihren Grundzügen darzulegen und damit zu gleicher Zeit zu zeigen, daß Frankreich keine Hintergedanken hege. Dann fährt die Note fort: das londoner Protokoll könne weise gewesen sein, und Frankreich empfinde große Sympathien für Dänemark; indes seien die Hindernisse, welche der Ausführung des londoner Protokolls entgegenständen, nicht zu verkennen. Als solche Hindernisse sehe das pariser Cabinet namentlich den Widerstand des deutschen Volkes gegen jene Abmachung, die